



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lichkeiten beherbergte, so mußte er sich gestehen, daß er selbst doch recht einfach, ja fast dürftig gekleidet sei. Aber dem war ja abzuhelpen. Ging nicht im Kleiderspind schon der schöne blaue Frack mit dem Silberbesatz und den silbernen Knöpfen, den er zum erstenmale bei seiner Habilitationsrede tragen wollte? Er flocht sein Haar sorgfältiger als je, streute vom besten Puder hinein und legte das Festgewand an. Dann griff er nach seinem Hut und seinem spanischen Rohr und eilte die Treppe hinab, um für die neue Einrichtung Einkäufe zu machen. Zuerst mußte ein Divan bestellt werden. Wenn Justus die beiden nächsten Monate keine Bücher anschaffte, so konnte er bequem einen schönen Divan erschwingen.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Audienz im Vatikan, die drei gleich hohen Stühle und Bedow'skij's Schnupftabakdose. Die lebenden Bilder im Rokostil, deren Unterschriften wir vorstehend genannt haben, gefallen dem protestantischen Teile des deutschen Volkes sehr schlecht. Doch hätte man sich längst an derlei gewöhnen können; sie sind nicht die ersten ihrer Art gewesen und werden nicht die letzten sein, fintemal die nicht bloß in Preußen übliche Kirchenpolitik notwendig dazu führt. Man will die Kirchen für politische Zwecke verwenden. Findet man sie nicht willig genug, so greift man umgestaltend in ihr Inneres ein. Lassen sie sich das nicht gefallen, so macht man Märtyrer. Nützt das nichts, so bleibt zuguterlegt nichts übrig, als die Märtyrer schön zu bitten, sie möchten nur wieder gut sein und die nächsten Wahlen, oder was man sonst gerade vor hat, machen helfen. Damit soll nicht gesagt sein, daß unser Kaiser, indem er den schwarzen, roten und weißen Herren seine angeborne Menschenfreundlichkeit erwies, auch nur im mindesten an Militärvorlagen und dergleichen gedacht habe; aber unter den obwaltenden Umständen werden solche Liebenswürdigkeiten eines Staatsoberhauptes unfehlbar in diesem Sinne gedeutet und verwertet werden.

Das vorige und das laufende Jahrhundert haben zusammen in ganz Europa nur einen einzigen Monarchen aufzuweisen, der die Kirchenangelegenheiten vollkommen richtig behandelt hat, das ist Friedrich der Große. Mit wunderbarem Takt und Scharfblick hat er die Grenze zwischen dem Innerlichen und dem Äußerlichen in Kirchensachen gefunden und inne gehalten, das Äußerliche so vortrefflich geordnet, daß ihm die katholische Geistlichkeit stets dankbar dafür gewesen ist und sich bis zum Jahre 1872 dabei wohl gefühlt hat. Wagte ein Pfaff, wie der Fürstbischof Schaffgotsch, Stänkereien, so faßte er ihn, den Schuldigen allein, derb am Kragen, ließ es aber seine Glaubensgenossen nicht entgelten. Er fügte niemandem ein Unrecht zu und hatte deshalb nie etwas abzubitten. Die Kirchen dem Staate dienstbar zu machen, verstand er vortrefflich, aber nur für Zwecke, die innerhalb ihres natürlichen Wirkungskreises liegen, für den Unterricht und andre

Kulturangelegenheiten. Niemals würde er die Geistlichkeit zu eigentlichen und rein politischen Zwecken mißbraucht haben. Freilich gab es damals noch keine Volksvertretung, aber wäre das Wählen und Wühlen damals schon üblich gewesen, so würde er mindestens so klug gewesen sein wie jener katholische Kaplan, den wir einmal in der Konfliktzeit folgendes Gespräch mit einem Landrat führen hörten. Der Landrat sang das Lob einiger Gemeinden, die „gut“ gewählt hätten, und fügte hinzu: Dort haben aber auch die Geistlichen ihre Schuldigkeit gethan. So! sagte der Kaplan, das nennen Sie ihre Schuldigkeit thun, wenn Pfarrer und Kaplan die Wahlen machen? Diesmal gefällt es Ihnen, weil sie der Regierung die Wahlen gemacht haben; wie denn aber, wenn sie sie einmal der Opposition machen? O, versetzte der Herr Landrat, das kann ja gar nicht vorkommen, das ist ja gar nicht möglich!

Antisemitische Stimmen im Zentrum und bei den Konservativen. In fünfzehn Jahren hat es die antisemitische Bewegung fast ohne jede Vertretung in der Presse, ja im Kampfe gegen die herrschende europäische Presse dahin gebracht, wo sie jetzt steht. Neben dem lebendigen Wort im Freundeskreise und in öffentlichen Versammlungen hat besonders eine umfangreiche und vielseitige Flugschriftenliteratur die antisemitischen Gedanken in immer weitere Kreise getragen. Wer die Entwicklung und die Ziele der Bewegung verstehen will, wird auch heute noch nach diesen Schriften greifen müssen. Wie mit dem Antisemitismus im allgemeinen, so ist es nun auch mit der antisemitischen Unterströmung in den alten Parteien: die Presse bringt sie nicht in ihrem vollen Umfange zum Ausdruck. Darum bricht jetzt auch hier der Strom antisemitischer Flugschriften hervor, ein Zeichen, daß die Parteipresse den Anforderungen ihrer Leser nicht mehr genügt.

Als Beispiele sollen hier zwei kleine Broschüren angeführt werden, die in den letzten Wochen erschienen sind. Die erste, aus dem konservativen Lager, Staats-erhaltende Demagogie und staatsgefährdende Leisetreterei (Dresden, Glöck), ist von Herrn Ed. Ulrich. Er war es, der auf dem konservativen Parteitage zu Berlin die so viel angegriffene Aufforderung, im guten Sinne demagogisch zu sein oder zu werden, in die Versammlung warf. Er verteidigte dann dieses Wort gegen den Grafen Caprivi in einem offenen Briefe, der ziemlich bekannt geworden sein dürfte, und setzt nun seine Verteidigung in dem vorliegenden Büchlein fort, als guter Taktiker natürlich angriffsweise. Er geht den Elementen in der Parteileitung und Presse, die die Umgestaltung des Programms im antisemitischen Sinne vor dem Parteitage bekämpften und sie nach dem Parteitage zur bedeutungslosen Phrase herabzudrücken suchten, scharf zu Leibe. „Wenn Stöcker es sich gefallen läßt, daß die im warmen Sonnenschein seiner Popularität sich wärmenden hinter seinem Rücken Schnippchen schlagen — das konservative Volk ist weniger geduldig und könnte nächstens unter diese Herren treten und fürchterliche Musterung halten! Soviel ist schon jetzt sicher, daß bei den nächsten Wahlen tausende von Konservativen mit den Antisemiten gegen alle verschämten und unverschämten Hellsdorffianer stimmen und agitiren werden, wenn die Parteileitung ungeschickt genug ist, solche Herren wieder als Parteikandidaten aufstellen zu lassen!“ . . . „Das konservative Volk betrachtet im Gegenteil die antisemitischen Parteien als die ihm am nächsten stehenden — daran ändern keine von einzelnen antisemitischen Versammlungsrednern gegen die Konservativen vorgebrachten Anzogenheiten auch nur das geringste, um so weniger, je mehr sich manche konservative Führer zu bemühen scheinen, den Karrikaturen, die man von den Konservativen durch Übertreibung ihrer

Schwächen unter dem Gelächter des Volks entwirft, täuschend ähnlich zu werden.“ Diese beiden Sätze werden zeigen, welche entschiedene Sprache Herr Ulrich führt. Besonders gut ist übrigens sein Büchlein nicht geschrieben, es geht zu viel auf Einzelheiten der Tagespolemik ein und ermüdet bisweilen durch Zitate aus Reden, Zeitungen und Resolutionen. Wer aber wissen will, wie entschlossen die konservativen Wählermassen denken, sollte es zur Hand nehmen.

Die zweite Broschüre, Die jüdische Invasion und das katholische Deutschland (Leipzig, Ernst Rüst) von Philippikus, stammt aus den Kreisen des Zentrums. Sie ist aus einem Guß. Im ersten Teil stellt der Verfasser die Beschwerden des deutschen Volkes gegen das Judentum kurz, aber zugleich erschöpfend zusammen. Im zweiten zieht er die Folgerungen, die sich aus diesen Beschwerden für das Zentrum und für die politischen Parteien überhaupt ergeben. Der Kulturkampf gilt ihm im wesentlichen für erledigt, die Hauptsache sei jetzt der Kampf gegen das Judentum. „Statt der Franzosenzeit haben wir die Judenzeit.“ Gegen den Feind im Lande fordert er Einigkeit und ruft Katholiken und Protestanten auf, sich zu bestimmen, daß sie eines Blutes sind. Selbst ein ausgesprochener Zentrumsmann, stolz auf die Unererschütterlichkeit seiner Partei, stolz auf das feste Gefüge seiner katholischen Kirche, bietet er jedem Deutschen, jedem Christen die Hand zum neuen Befreiungskampfe: „Ob vereinigt oder getrennt marschieren, ob unter einer oder drei Fahnen — jedenfalls vereint schlagen!“ . . . „Nur eins lasse man uns betonen: Parteivorbehalte mögen unerläßlich sein; in jedem Falle aber sind sie Nebensache.“

Das Büchlein gehört zu der Gattung von Schriften, die unwillkürlich eine lebhaftere Vorstellung von der Persönlichkeit ihrer Verfasser hervorrufen. Es spricht aus ihm ein reifer, erfahrener Mann, der mit Methode zu arbeiten weiß und den Gegenstand, über den er schreibt, beherrscht, der bei aller Glut nationaler und politischer Leidenschaft überall sachlich urteilt. Schade, daß er sich hinter einem Scheinnamen versteckt hat. In der Darstellung zeigt er jene Frische und Lebendigkeit, die sich bei ernstesten Naturen einzustellen pflegt, wenn sie sich nach innerem Kampf und redlicher Arbeit eine neue, wohlbegründete Meinung gebildet haben. Die Wucht des Vortrags erinnert bisweilen an die Art eines guten Kanzelredners. Das Büchlein wendet sich vornehmlich an das katholische Deutschland. Möge es dort recht viele Leser finden. Leicht wird ihm das freilich nicht gemacht werden, denn die Zentrumspresse wird gewiß nichts für seine Verbreitung thun. Es verdient aber auch in den nicht katholischen Kreisen gelesen und beherzigt zu werden, wo vielfach und recht geflüstert verkannt wird, wie viel gesundes Deutschtum in unserem katholischen Volke steckt. Das ist ja schließlich das wichtigste an beiden Broschüren und vielen ähnlichen Erscheinungen der letzten Monate, daß sich in ihnen ein verheißungsvolles Sehnen nach innerer Einigung bekundet. Von allen Seiten streben gleichgesinnte Männer zu einander, rütteln an den alten, morschen Parteischanzen, um vereint das Werk in Angriff zu nehmen, das unsre Zeit fordert: das nationale und das sozialpolitische.

Dienstbotenrecht. Prof. Anton Menger in Wien hat in seiner vielbesprochenen Kritik des Entwurfs des „bürgerlichen Gesetzbuchs“ für Deutschland auch unser heutiges Befinderecht sehr scharf und fast im Sinne der sozialistischen Tadler angegriffen. Er meint, daß unsre Dienstbotenverhältnisse vielfach an Leibeigenschaft und Sklaverei erinnerten, daß darin besonders die „gedrückten und geduldigten Frauenspersonen“ mit Leib und Seele der Herrschaft unterworfen und

ihrer Registerführung ausgesetzt seien u. s. w. Wie viele Familienhäupter aber nebst ihren Gehälften fühlen sich gegenwärtig selbst in der empfindlichsten Abhängigkeit von ihren Diensthöten! Man darf zum Beweise dafür ganz ernsthaft auf die lustigen Bilder der Fliegenden Blätter hinweisen, die, wie sie so vielfach die Erscheinungen unsers Volkslebens wahr und treffend wieder spiegeln, auch hier über den wirklichen Stand der Sache keinen Zweifel aufkommen lassen. Wie es aber den sozialistischen Eiferern so häufig ergeht, daß sie vor Bäumen den Wald und vor lauter Pessimismus die gute Seite der Dinge nicht sehen, so hat Menger auch noch darin geirrt, daß er aus der bloßen Betrachtung der Rechtsvorschriften, ohne gleichzeitige Prüfung ihrer tatsächlichen Gestaltung im Leben, ein richtiges Bild gewonnen zu haben glaubt. Wer dem Rechtsverhältnis zwischen Dienstherrschaft und Gefinde gerecht werden will, der muß vor allen Dingen im Auge behalten, daß für alle Personen, die in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen werden, unbedingt die Hausordnung gelten muß; daß ferner, wer Schutz und Schule des Hauses genießt, sich auch der hausväterlichen und hausmütterlichen Gewalt und Unterweisung zu fügen hat, und daß die Rechtsordnung nicht dafür verantwortlich gemacht werden kann, wenn die von ihr vorgeschriebnen Pflichten der Herrschaft, z. B. was die Gewährung der zum Gottesdienst gehörigen freien Zeit betrifft, vielfach gröblich verletzt werden. Schließlich darf man nicht vergessen, daß es sich gerade bei den weiblichen Diensthöten oft um Personen handelt, die noch ebenso sehr der Erziehung und der Anleitung zu allen häuslichen Verrichtungen bedürfen, wie sie ihrerseits der Familie ihre Dienste leihen. Übrigens hat die einseitige, wenn auch bis zu einem gewissen Grade berechtigte einseitige Auffassung Mengers schon aus alter Zeit eine merkwürdige Parallele: auch die Sklaverei in Rom zeigte, wie N. von Ihering in seinem „Geiste des römischen Rechts“ in überzeugender Weise nachgewiesen hat, ein ganz anderes Bild, als es die Schroffheit der einschlagenden Rechtsvorschriften erwarten läßt, und als man früher meist angenommen hat. Einer Ausartung der Behandlung der Sklaven zur Noheit und Grausamkeit war durch die Rechtsordnung allerdings keiniegel vorgehoben; aber die Sitte trat, so lange sie noch etwas in Rom galt, mit ihrem stillen Zwange mildernd ein und ersetzte manche Vorschrift, an der als Rechtsregel unsre Diensthötenordnungen mit ihrem patriarchalischen Sinne festgehalten haben.

Sommerhin darf Prof. Menger das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einige wunderbar veraltete Punkte unsers Rechtslebens hingelenkt zu haben. Ein solches Überbleibsel aus der Zeit einer herabwürdigenden Behandlung des Gefindes ist die vielfach noch übliche Untersuchung der Koffer und Truhen der abziehenden Diensthöten, die einem geradezu beschämenden, durch nichts als die bloße Diebstahlsmöglichkeit gerechtfertigten Verdacht, Sachen des Dienstherrn veruntreut zu haben, Ausdruck giebt. Noch allgemeiner und durch neuere gesetzliche Vorschriften bestätigt ist die polizeiliche „Gesplogtheit,“ jedem Diensthöten in das von ihm zu führende Dienstbuch eine Art von Steckbrief hineinzuschreiben. Daß man seinen Namen, den Ort und die Zeit seiner Geburt und allenfalls noch den Namen der Eltern oder des Vormundes einträgt, ist gewiß nötig; aber diese Angaben wie bei einem Verbrecher durch die hinzutretende Beschreibung seines Äußern zu einem „Signalement“ zu machen, ist unnötig. Zwei uns vorliegende Dienstbücher weisen außerdem noch sechs Nummern mit folgender verschiedenen Ausfüllung auf: „Statur“: klein — kräftig; „Augen“: grau-blau — braun; „Nase“: gewöhnlich — groß; „Mund“: ebenso; „Haar“: blond — braun; „besondere Merkmale“: keine. Besonders die „gewöhnliche Nase“

ist gewiß vorzüglich geeignet, die glückliche Inhaberin wiederzuerkennen! Daß dies praktisch bis zur Komik wertlos ist, liegt auf der Hand; es ist aber auch sehr unpassend, unbescholtne Leute in dieser Weise einem Verdächtigen oder Überführten gleich abzukonterfeien. Dann müßte man auch in die Personalakten jedes Beamten ein „Signalement“ aufnehmen, bei Rassenbeamten womöglich noch eine Anzahl von Photographien.

Nur stumpfe Gewöhnung läßt es erklärlich erscheinen, daß man an der völlig bedeutungslosen persönlichen Beschreibung der Dienstboten festhält. Das Arbeitsbuch der Gewerbeordnung für die den Dienstboten durchschnittlich gleichaltrigen Arbeiter außerhalb der häuslichen Gemeinschaft sieht wohlweislich von solcher Steckbriefsähnlichkeit ab und stellt dadurch seinen Inhaber günstiger; das giebt dann in den Kreisen der Dienstboten, sobald ihr „Selbstbewußtsein und [ihr] freieitlicher Instinkt,“ wie Menger sagt, noch mehr erwacht ist, zur Steigerung der Unzufriedenheit einen unerfreulichen Anlaß. Auch hier könnten die sozialpolitischen Bestrebungen bessernd eingreifen, so unscheinbar auch dieser Punkt zunächst manchem vorzukommen mag.

Zum Freiwilligenexamen. Im Februar 1890 verkündete der preussische Kultusminister im Abgeordnetenhaus, daß die Absicht bestünde, die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligendienst von den höhern Schulen zu trennen. Leider ist dies nicht geschehen, sondern die höhern Lehranstalten sind an Stelle dessen mit der sogenannten „Abschlußprüfung“ beschenkt worden. Von den Mißständen, die in dem Aufsatz der Grenzboten (Die Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige, 1890, Heft 16) gerügt wurden, ist bisher noch keiner beseitigt worden. Nur darin ist jetzt eine Veränderung eingetreten, daß die Prüflinge nicht mehr wie bisher ihre vier schriftlichen Arbeiten (Deutsch, zwei Sprachen und Mathematik) an einem Tage zu machen haben, sondern daß ihnen zwei Tage zugestanden sind; eine Änderung, die man nur billigen kann. Die andern Mißstände grünen und blühen aber munter fort. So wurde schon damals auf die Notwendigkeit eines gewissen Zusammenhangs zwischen der Kommission und den höhern Lehranstalten innerhalb einer Provinz hingewiesen. Die Erfahrungen der letzten Herbstprüfung haben aber gezeigt, daß auch innerhalb einer Provinz zwischen den einzelnen Prüfungskommissionen, die sich in den Regierungshauptstädten befinden, ein Zusammenhang bestehen muß. Folgender Fall hat sich ereignet. Ein Prüfling hatte sich sowohl der Kommission zu G. wie der zu K. gestellt. Da die Prüfung zu G. acht Tage früher stattfand, so machte er zuerst hier die Prüfung mit und fiel durch. Darauf reiste er nach K., und dort — bestand er. Die Kommission zu K. erfuhr nun von der Schlaueit dieses jungen Mannes und fragte beim Minister an, was sie thun solle. Der Minister gab zur Antwort, man solle ihm schleunigst seinen Berechtigungschein zustellen.\*) Bisher hat man noch nichts gehört, daß etwas geschehen sei, solchen Fällen in Zukunft vorzubeugen. Es wurde auch in dem frühern Aufsatz schon darauf hingewiesen, daß es nötig sei, eine Prüfungsgebühr einzuführen; schon das allein würde manchen solchen Examenreisenden abhalten, mehrere Kommissionen, und zwar zu wiederholten malen, zu belästigen. So würden wenigstens die nicht unbedeutenden Kosten, die der Staat jedes Jahr zweimal auf

\*) Diese Geschichte mag für die Kommission in K. sehr ärgerlich gewesen sein, sie wirft aber doch ein köstliches Licht auf den ganzen Examenschwindel. Natürlich ist jedes Examen zu sieben Achtern Glücks- und Zufallsache. Die Antwort des Ministers verdient die größte Anerkennung. D. R.

sich nimmt für Leute, die es größtenteils nicht wert sind, einigermaßen gedeckt werden!

Demnächst und dereinst. Was für ein Unterschied ist zwischen demnächst und dereinst? Diese Preisfrage wirft in seiner Nummer vom 3. Mai der Vorwärts auf. Er hat entdeckt, daß demnächst und dereinst nicht dasselbe sind. Vielmehr besteht ein großer Unterschied zwischen beiden, denn ob einer seine Schulden demnächst oder ob er sie dereinst bezahlen wird, ist beileibe nicht dasselbe. Freilich fragt es sich nun: wie groß ist der Unterschied? Das ist eine höchst wichtige, eine richtige Preisfrage.

Der erste Mai hat dem Vorwärts Gelegenheit gegeben, die Lösung dieser Preisfrage anzuregen. Er hatte nämlich in seiner Nummer vom 2. Mai über den Verlauf der Maiseier berichtet und sich dabei folgende Prophezeiung geleistet: „Wenn demnächst erfüllt ist, was wir heute erstreben und erkämpfen, wenn die Menschheit erlöst worden ist vom sozialen Elend und durch die Lande die Freiheit segenspendend geht, ledig der Ketten, in die man sie heute schlägt, dann wird der 1. Mai zum Feiertag der gesamten Menschheit geworden sein, wie er heute bereits ist der Weltfeiertag der Klassenbewußten [Klassenbewußt ist gut, eine erwünschte Abwechslung für das endlich langweilig gewordne zielbewußt] Arbeiter aller Berufe.“ Über Nacht sind ihm aber andre Gedanken gekommen, er hat befürchtet, sich böse Mahner auf den Hals zu ziehen, indem er einen Wechsel auf zu kurze Sicht ausstellte, und so ändert er schleunig am folgenden Tage das verfängliche demnächst in dereinst: „Berichtigung. In der Einleitung zum Bericht über die Maiseier ist in gestriger Nummer in der 40. Textzeile von oben zu lesen »dereinst« anstatt »demnächst.«

Es fragt sich also: wann ist die Menschheit „erlöst,“ wenn sie demnächst, und wann ist sie erlöst, wenn sie dereinst erlöst wird? Preisfrage des Vorwärts: „Was für ein Unterschied ist zwischen demnächst und dereinst?“



## Schwarzes Bret

Rührende Einigkeit. Ein Gymnasialdirektor erhielt neulich auf seinen Antrag, das englische Übungsbuch von K. an seiner Anstalt einzuführen, vom Provinzialschulkollegium den Bescheid, daß gegen die Einführung nichts zu erinnern sei. Von demselben Provinzialschulkollegium erhielt gleichzeitig ein anderer Direktor auf denselben Antrag die Antwort, daß die Einführung dieses Buches nicht genehmigt werden könne. Das Wunder erklärt sich dadurch, daß die beiden Anstalten unter verschiedenen Dezernten stehen. Wie erhaben faßt aber der Vorsitzende des Kollegiums seine Aufgabe, Gegensätze auszugleichen, auf! Mit demselben freundlichen Lächeln setzt er seinen Namen unter zwei entgegengesetzte Erlasse!

Die Post schreibt in einem Bericht über die Festlichkeiten in Rom: „Den Hintergrund bildete der ein Fort tragende Monte Mario, von dem aus in den letzten Tagen die Salutsschüsse für den einziehenden Kaiser und den jubilierenden König abgegeben worden waren.“